

JAZZ

Tröstliche Klänge in einer turbulenten Zeit

REGENSBURG. Im Trio des tragisch verunglückten schwedischen Pianisten Esbjörn Svensson hat er Weltruhm erlangt. Mit seiner eigenen Band katalysierte sich der Schlagzeuger Magnus Öström gleich in die vorderen Reihen der vielgestaltigen europäischen Jazzszene. Seit kurzem prägt der stilistisch weit offene Musiker den poetisch-romantischen Sound des Walter Lang Trios maßgeblich mit. Er folgt auf Sebastian Merk, mit dem der Münchner Pianist in einem guten Jahrzehnt ein halbes Dutzend ausgezeichnete Alben eingespielt hat.

Am Bass stand schon damals der Schwede Thomas Markusson, der auch in der aktuellen Besetzung mit Öström für die melodiös-malerische Basis des Trios sorgt. Vom „rockigen Drive“, wie der 55-jährige Schlagzeuger beim Auftritt beim Jazzclub im Leeren Beutel angekündigt wird, ist nur wenig zu spüren. Öström harmonisiert exzellent mit Langs genreübergreifendem Spiel, mit dem er häufig aus kleinen, einfachen Motiven heraus einen überwältigend dichten Klangstrom entwickelt. Eingebettet in den warmen, fast möchte man sagen umarmenden Sound von Markussons tragendem Bassspiel, kann Lang seine kleinen und großen Geschichten auf dem Yamaha-Flügel entwickeln, während Öström häufig mit sicherem Bespiel die Spur hält.

Es sind Geschichten vom Anfang und Ende, „The Beginning and The End“. Mit dem wunderschön dahintreibenden einleitenden Song des neuen Albums „Tens“ eröffneten die drei Klangkünstler auch das Doppelkonzert im Beutel. „So etwas Schönes“, begrüßte Lang anschließend strahlend das Publikum im voll besetzten Saal, „Menschen, die zuhören und applaudieren. Mehr geht nicht!“ Düsterer geriet die im Ungewissen tastende Stimmung in „No Moon Night“, einer dunkel-traumhaften Komposition, die in ihrer Anschaulichkeit mit bluesigem Touch an einen Stummfilm voller schauriger Imagination denken ließ. Als die drei mitten in der Klimax eines mondlosen Nachtwandels innehielten, wurde man vom Bass an die Hand genommen und geleitet. Öström setzte mit Schlegeln zarte Akzente, während das Klavier mild beschwichtigte.

Aus dieser nächtlichen Hängematte sprang das Trio behände in ein tänzerisches Versteckspiel mit angedeutetem Latintouch, mit dem sich Lang in seiner Moderation einen kleinen Scherz erlaubte. Ein Zuhörer habe mal zu ihm gesagt, das klinge ja wie Angelo Branduardi, worauf er, Lang, dem konsternierten Frager antwortete: „Das Stück heißt Branduardi!“

Mag manches bei Lang, der klassische Einflüsse ebenso in seinen mäandrierenden Spielfluss integriert wie Formen der Minimal Music, für einspurige Jazzanhänger zu schwerelos oder zu wenig komplex – was es durchaus nicht ist – klingen, das Publikum goutiert seine Musik mit großer Hingabe und viel Beifall.

Letztlich geht es in der Musik Langs und seiner wunderbaren Mitspieler um Innerlichkeit, Einsamkeit und ein In-Sich-Sein im Trubel der Welt. Und das ist ganz schön tröstlich. (mic)



Walter Lang spielte im Jazzclub Regensburg. FOTO: MICHAEL SCHEINER



Tennismatch mit Handicap: Saladin (Guido Wachter) vs. Sittah (Verena Maria Bauer) – als Headreferee fungiert Lessing (Michael Haake). FOTO: JOCHEN QUAST

Nathan der Weise mit V-Effekt

URAUFFÜHRUNG Konstantin Küspert katapultiert im Velodrom Lessings „Nathan“ von 1779 in die Gegenwart – mit viel Witz und Intelligenz.

VON FLORIAN SENDTNER

REGENSBURG. Die Liebe in den Zeiten der Pandemie: schwierig! Aber erst die Liebe auf der Theaterbühne: im Prinzip unmöglich! Weil, wie Regisseurin Cilli Drexel erklärt, „alles, was einmal angefasst wurde auf der Bühne, so gleich desinfiziert werden muss.“

Da haben sich der junge Tempelherr und Recha in Lessings „Nathan“ endlich gefunden, sie fassen sich an – und müssen auf der Stelle beide mit Sargrotan abgesprüht werden! Aber, wiederum Cilli Drexel: „Not macht erfinderisch, und siehe da: Recha und der Tempelherr können sich auch ganz ohne Berührung verlieben!“

Das ist einer der gelungensten Momente in Cilli Drexels wunderbarer Inszenierung von Konstantin Küsperts „Nathan“-Bearbeitung, die am Freitag als Auftakt der neuen Saisonsaison im Velodrom Premiere hatte: Nach langem Hin und Her stehen sich die

beiden endlich gegenüber, ihr Blick trifft sich, die Szene wird augenblicklich angehalten, und aus dem Off ertönt die Stimme von Paul Anka: „You are my destiny“. Zack, bumm!

Andererseits: Ein Tempelherr im mittelalterlichen Jerusalem, spricht: ein christlicher Kreuzritter verliebt sich Hals über Kopf in ein jüdisches Mädchen – ha, ha! Das Konstruierte, Unwahrscheinliche in Lessings „dramatischem Gedicht“ von 1779 wird in Konstantin Küsperts Version auf Schritt und Tritt aufgespießt, in Frage gestellt, zur Diskussion freigegeben. Und zwar einfach dadurch, dass Lessing selbst mit auf der Bühne steht und andauernd von seinen eigenen Figuren Beschwerden entgegennehmen muss: „Ich bin nicht ganz zufrieden, wie du mich zeichnest!“ (Recha), oder gleich: „Die Szene spiel ich nicht!“ (Al Hafi)

Didaktisch wertvolle Bearbeitung

Das hat praktischerweise zur Folge, dass die Irrungen und Wirrungen der Handlung, an denen schon Generationen von Gymnasiasten verzweifelt sind, permanent anschaulich erläutert werden – ein „Nathan“, der das Prädikat „didaktisch wertvoll“ vollumfänglich verdient. Der Verfremdungseffekt tut sein Übriges. Was Konstantin Küspert mit dem „Nathan“ macht, ist von der Tragweite her mit Ulrich Plenz-

dorfs „Die neuen Leiden des jungen Werther“ vergleichbar: Hier wird ein Text aus dem 18. Jahrhundert, der damals Furore gemacht hat, mit Ernsthaftigkeit und Akuratesse, und mit genauso viel Witz und Unbefangenheit so kongenial in die Gegenwart übertragen, dass der Funke sofort überspringt.

Doch das war Konstantin Küspert noch nicht genug des V-Effekts. Antigone Akgün schrieb ihm noch eine Art antiken Chor, der ein paarmal in Gestalt von leibhaftigen „Nathan“-Reclamheftchen auftritt (Katharina Solzbacher und Silke Heise). Diese Invektiven sind indes nicht der Weisheit letzter Schluss. Da schlagen sich die bei-

den Reclamheftchen sozusagen selber auf und prangern zwei Verse an, in denen von „schmutzigen Mohren“ die Rede ist, spricht: von „dreckigen Negern“. Wenn das mal nicht krass rassistisch ist! Doch Lessing und seinen Nathan beeindruckt das nicht: Das ist doch Figurenrede! Es ist der Derwisch Al Hafi, der so daherredet – deswegen ist doch Lessing kein Rassist.

Tempo statt Pathos

Und gleichzeitig: Ist nicht eben das der Vorwurf, der Lessing gemacht wird: dass seine Figuren zu gut, zu idealisch sind? Also was jetzt? Ein temporeicher, so gar nicht pathetisch-besinnlicher Theaterabend mit einem vor intellektuellem Selbstbewusstsein strotzenden Lessing (Michael Haake), einem ausgebufften Nathan (Gerhard Hermann), einer hellwachen Recha (Zelal Kapçık), einer toughen Daja (Franziska Sörensen), einem naiv-draufgängerischen Tempelherrn (Kristóf Gellén), einem coolen Saladin (Guido Wachter), einer siegreichen Sittah (Verena Maria Bauer) und einem eindrücklichen Patriarchen (Gero Nievelstein).

Ein besonderes Kunststück vollbringt Philipp Quest in der Doppelrolle als irrlichternd-rappender Derwisch und klandestiner Klosterbruder, dessen Geheimmission eine einzige Slapsticknummer ist.

DIE AUTOREN

Gotthold Ephraim Lessing: Er personifiziert die Aufklärung in der deutschen Literatur. Der begnadete Polemiker revolutionierte im 18. Jahrhundert das Theater.

Konstantin Küspert: Der Regensburger ist Dramaturg am Schauspiel Frankfurt und befasst sich als Dramatiker mit brisanten Themen. Seine Stücke „menschmaschine“ (2013) und „pest“ (2015) wurden in Regensburg uraufgeführt.

Der Teufel triumphiert am Ende doch

FESTIVAL Strawinskys „Geschichte vom Soldaten“ ist ein Erlebnis.

VON GERHARD DIETEL

REGENSBURG. Es ist die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg. Igor Strawinsky lebt im Schweizer Exil, ohne Chance, von hier aus an seine bisherige Karriere als Schöpfer opulent ausgestatteter Ballette anzuknüpfen. Aus der Not heraus entsteht in Zusammenarbeit mit dem Dichter Ferdinand Ramuz die auf alten Märchenmotiven fußende „Geschichte vom Soldaten“.

Diese braucht lediglich sparsame Mittel: sieben Instrumentalisten und einen Erzähler. Dieses Werk, das so recht passend auch für die heutigen Zeiten eingeschränkten Kulturlebens ist, war nun im Rahmen des „Kammer-



Sprecher Michael Heuberger, im Hintergrund Felix Henkelhausen am Kontrabass. FOTO: JUAN MARTIN KOCH

musikfestivals Regensburg“ beim Jazzclub im „Leeren Beutel“ zu erleben.

Eine primär rhythmisch betonte Musik hat Strawinsky für seine „Geschichte vom Soldaten“ komponiert, der alles üppig romantische Fleisch fehlt – und die nur aus Muskeln, Sehnen und Knochen zu bestehen scheint. Trocken federnd setzen die Musiker auf dem Podium den einleitenden

„Marsch“ in Bewegung, dem sie später stilisierte Tänze wie Walzer und Ragtime folgen lassen.

Es musizieren Benedikt Wiedmann (Violine), Felix Henkelhausen (Kontrabass), Hans-Joachim Büsching (Klarinette), Carl Sönje Montag (Fagott), Matthew Brown (Kornett), Patrick Siebenborn (Posaune) und Antonino Secchia (Schlagzeug).

Den anspruchsvollsten Part hat wohl Benedikt Wiedmann, dessen mehrfach solistisch hervortretende Violine im Zentrum der Geschichte steht. Sie verkörpert die Seele des auf Urlaub heimwärts wandernden Soldaten, welche dem Unbedarften jedoch vom Teufel gegen versprochene Reichtümer abgeliefert wird.

Dass der Soldat den Pakt bald bereut, den Teufel betrunken macht, ihm die Geige wieder abnimmt und die Hand einer Prinzessin gewinnt, ist ein Scheinsieg. Er begeht den Fehler, zum

neuen Glück sein früheres hinzufügen zu wollen – und verfällt damit endgültig dem Bösen, der ihn unter Schlagzeug-Klängen im Triumphmarsch zur Hölle treibt.

Eindrucksvoll sind die Leistungen aller beteiligten Musiker, wenn sie Strawinskys ausgebuffte Musik mit ihren metrischen Irritationen, schief eingehängten Harmonien und ins Leere gestreuten Parodien Bach'scher Choralzeilen lustvoll inszenieren.

Am Schluss werden sie von den Zuhörern ebenso mehrfach hervorgerufen wie Michael Heuberger in der souverän gestalteten Rolle des Erzählers. In klarer Diktion, mit wohlkalkulierten Tempowechseln beim Sprechen fungiert er als Berichterstatter, dazu verlobendigt er wundervoll die Dialoge zwischen Soldat und Teufel, wenn er Letzterem gleisnerische und abgefäimte Töne verleiht.